

Zurück zum Beton

Ein weiser Indianerhäuptling hat mal gesagt, Beton sei das, was man draus macht. Und was man draus macht, wenn das, was andere draus gemacht haben, nicht so dolle ist, hat der FLUGPLATZ erfragt.

Straße als Spiegel des Menschen

Der **Fotograf** Steffen Sixt sieht hinter die Oberfläche der Gebäude

„Kunst bedarf zweier Komponenten“, sagt Steffen Sixt: „Können und Innovation.“ Der Promi-Fotograf hat in Tübingen scheinbar alltägliche Straßen-Ansichten fotografiert.

SOPHIA JURASCHITZ

Der Tübinger Fotograf **Steffen Sixt** ist zum einen Werbefotograf für die verschiedensten deutschsprachigen Unternehmen – zum anderen fotografiert er Prominente, wie etwa Peer Steinbrück und Ulrich Tukur. Die **Straßenfotografie** ist sein persönliches Anliegen. Dabei geht es ihm nicht darum, die Schönheit einer Straße zu zeigen – er will vielmehr auf Veränderungen aufmerksam machen und ihren Wert hinterfragen.

Bei seinen Bildern achtet Sixt auf das Formale, außerdem soll das Motiv einen emotionalen Aspekt haben. Er versucht, die Aussage des Bildes möglichst gut darzustellen und ihren Kern zu erfassen. „Kunst bedarf zweier Komponenten: Können und Innovation“, sagt Sixt. Ihm gelingen gestochen scharfe Nachtfotos und Aufnahmen aus einem fahrenden Zug, bei



Der Tübinger Fotograf Steffen Sixt (links im Selbstporträt) fotografiert neben Prominenten und Werbemotiven auch Straßen-Ansichten aus seiner Heimatstadt.

Bilder: Steffen Sixt

denen trotz der Bewegung bestimmte Teile des Motivs deutlich zu erkennen sind.

Bei nächtlichen Aufnahmen können viele Schwierigkeiten auftreten: Man sollte eine möglichst windstille Nacht auswählen, da schon ein kleiner Windstoß Blätter an Bäumen verschwimmen lässt. Und etwas Restlicht muss vorhanden sein, da sich das Licht über den Belichtungszeitraum sammelt. Ein weiteres Problem stellen Autos

dar: weil die Wahrscheinlichkeit bei langer Belichtungszeit hoch ist, dass eines durch das Bild fährt.

In Sixts Album finden sich zahlreiche Bilder von Baustellen, die Leere und Destruktivität ausstrahlen. Wenn Sixt die Leere hervorheben will, lässt er die Farben bewusst eintönig. Bei anderen Bildern scheinen die Farben hingegen fast grell – obgleich er sie nicht mit einem Programm bearbeitet. Hinter Sixts Bildern steht aber noch



viel mehr: Der Fotograf will anhand der Entwicklung der Stadt das Wesen der Menschen ausdrücken. Den Neubaugebieten in Tübingen etwa steht er sehr kritisch gegenüber – was man auch in seinen Bildern sieht. Er sieht sie weni-

ger als Wohnraumbeschaffung (da sie für den durchschnittlichen Bürger kaum bezahlbar sind) denn als Kapitalanlagen für Investoren.

Sixt vergleicht manche ältere Gebäude, die den ursprünglichen Tübinger Geist noch besitzen, mit ei-

nem Kranken, der nicht mehr lange zu leben hat. Seine Bilderserie startete er aber nicht nur aus Kritik an der Stadt, sondern hauptsächlich, weil er Tübingen als Heimatstadt ansieht – und auch nirgendwo anders leben wollen würde.



Aus grau mach bunt: Graffiti-Kunst an Tübinger Wänden. Bilder: Chaiko



Straße als Chance, sich künstlerisch zu verewigen

Für die große und aktive Tübinger **Sprayer-Szene** ist Beton wie eine einzige, leere Leinwand

Die Begriffe **Straßenkunst** und **Graffiti** sind untrennbar geworden. Da uns immer wieder Vielzahl solcher Kunstwerke auf Häuserwänden und Fassaden von Tübingen aufgefallen sind, wollten wir dem Thema genauer nachgehen – doch leider ist das gar nicht so einfach. Denn **Sprayer** bleiben der breiten Öffentlichkeit

gerne unbekannt, die Motivation für ein Interview mit der Lokalzeitung hält sich in Grenzen. Oft bekamen wir vorsichtige Blicke, verbunden mit Sätzen wie „Ich hab damit nichts zu tun“, „Fragen Sie jemanden anderen“ oder „Ich muss jetzt los“. Da uns das ziemlich gewundert hat, sprachen wir mit Red Eyed Rick. Der

Epplehaus-Mitarbeiter organisiert die Graffiti-Kunst an den Wänden des Jugendzentrums. Das Epplehaus engagiert sich stark, um die legale Graffiti-Szene aufrecht zu erhalten. So sponsert der Verein den Sprayern immer wieder Farben und organisiert Veranstaltungen wie das Ract, wo Sprayer ihre Talente zeigen kön-

nen. So sprayte beispielsweise eine Gruppe aus Valencia die rechte Wand des Epplehauses beim letzten Ract. „In Tübingen ist die Graffiti-Szene groß und beliebt unter Schülern und Studenten“, sagt Red Eyed Rick. „Es gibt mehrere Locations, wo das Spraysen erlaubt ist, etwa das Epplehaus, die Panzerhalle oder die alte

Stadtbibliothek“. Die Sprayer sähen ihre Kunstwerke als Zeichen, mit denen sie sich verewigen. Fotos von den Werken wandern auf zahlreiche Internet-Seiten. Im vergangenen Jahr kam es immer wieder zu so genanntem Vandalismus, etwa zum Ansprayen von Nachbargebäuden des Epplehauses oder Anbringen

von diskutablen Botschaften an die Fassaden der Wilhelmstraße. Deshalb fahndete die Polizei gezielt – und deshalb möchten nur wenige namentlich mit dieser Straßenkunst in Verbindung gebracht werden. Schade, denn viele Werke sind wirklich gelungen, gerne hätten wir die Künstler befragt. VITALY CHAIKO

Straße als natürlicher Lebensraum

Für **Parkour-Sportler** wie Thore Schillmann und Carlos Medina ist der Beton das, was für ein Eichhörnchen der Wald ist

„Nirgends kommt man dem Fliegen näher als im Parkour“, sagen Thore Schillmann und Carlos Medina. Die zwei Traceure brauchen keine Natur, um sich frei zu fühlen.

MANUELA KACZMAREK

Im Botanischen Garten spazieren oder die Wilhelmstraße entlang joggen? Das kann jeder. Über Geländer springen wie ein Affchen und dann noch Salti schlagen? Das können nur wahre Künstler der Straße: so genannte Traceure.



Thore Schillmann und **Carlos Medina**, beide 20 Jahre alt, gehen in ihrer Freizeit nicht einfach nur laufen. Die beiden betreiben **Parkour** oder **Freerun**. Man kennt das aus Youtube-Videos, wie meist Jungs in Jogginghosen über Geländer springen und Mauern hochhüpf-

fen. Auch in Tübingen gibt es eine kleine Community, sagt Thore, und jeder hat seine eigenen Lieblingsplätze zum Trainieren.

Thore und Carlos etwa sind im Ahornweg auf WHO unterwegs, oder auf Spielplätzen. „Jeder hat seinen eigenen Stil“, meint Carlos. Der Unterschied zwischen Parkour und Freerun: Parkour ist, effizient von A nach B zu kommen. Freerun ist kreativ, mit Saltis und Flips.

Warum die beiden vier bis fünf Mal die Woche draußen auf der Straße trainieren? „Freiheit und Kreativität“, sagen Carlos und Thore gleichzeitig. Der Nachteil einer Halle ist etwa, dass man sich die Aufgaben selber zusammenstellt. Auf der Straße dagegen gibt es an jeder Ecke neue Herausforderungen.

Das, sagen sie, kann man auch auf sein eigenes Leben beziehen: Die Hindernisse sind Grenzen, die man



überwinden muss. „Nirgends kommt man dem Fliegen näher als im Parkour“, erzählt Thore.

Wer neugierig geworden ist, aber denkt „Das schaffe ich doch nie!“, der denkt falsch. Mit genügend und regelmäßigem Training kann Parkour jeder lernen. Die heute 20-jährigen haben mit 14 angefangen – und sich bis auf ein paar Prellungen und Kratzer keine schwerwiegenden Verletzungen geholt. Das wichtigste im Parkour ist, erzählen sie, in jedem Augenblick des Sprungs zu wissen, wo in der Luft man sich befindet. Sobald man vor einem Sprung Adrenalin spürt, solle man nie springen – denn mit Adrenalin im Blut mache der Körper unvorhergesehene Dinge und dann sei die Gefahr, sich zu verletzen am größten.

Natürlich klappt vieles nicht auf Anhieb, doch Thore und Carlos arbeiten immer weiter an sich. Klappt ein „Move“ mal nicht, wird er immer wieder probiert. Geht dabei mal was schief, dürfe man keine Angst haben, es nochmal zu probieren. „Sonst bleibt die Angst nämlich und man macht den Sprung nie wieder“, erzählt Thore aus eigener Erfahrung.



Die Angst vor dem Asphalt überwinden: Thore Schillmann (in grün) und Carlos Medina (in blauer Hose) springen durch die Stadt. Bilder: Kaczmarek

